Die Spielgefährten.

Roman von V. Wiesen.

(15. Fortsetzung.)

„Nun denn, was haben Sie zu melden, was wollen Sie?"

„Gnädige Frau, das ist so 'ne kuriose Sache. Da hab' ich eben einen Brief bekommen, daß ich mich in die Stadt soll beim Gericht melden wegen der Erbschaft von meiner Frau ihrer Schwester, die Bäckermeister Blau; gnädige Frau wissen doch, selbigte, die unseren Fritz hat studiren lassen. Freitag sind es grad' drei Wochen her, daß sie gestorben ist, ganz plötzlich. Der Doktor hat gesagt, es ist ein Herzschlag gewesen, weil sie so dick war, und dazu das gute, bequeme Leben, und Sörgen hat sie auch nie nich welche gehabt. Ein Testament soll sie gemachth aben, und wegen dem sind meine Frau und ich nu auf's Gericht bestellt worden."

„Dann werden Sie jedenfalls etwas erben", äußerte Frau Dittmer mit scheelem Lächeln.

Brunk zuckte die Achseln. „Kann sein, kann auch nicht sein. Wir haben da nie drauf gerechnet. Es sind noch andere Verwandte da vom Mann seiner Seite. Wir können nichts mehr verlangen, weil doch die Verstorbene so viel Gutes an unserm Fritz gethan hat. Das werden wir ihr nie vergessen. Aber wegen die gerichtliche Vorladung, gnädige Frau, muß ich denn doch morgen um Urlaub bitten."

„Recht angenehm für die Herrschaft, diese persönlichen Angelegenheiten ihrer Dienstleute", mißbilligte die Gnädige, „aber wenn es durchaus nicht anders sein kann, fahren Sie in Gottes Namen."

Mit einem kurzen „Dank' schön" entfernte sich Brunk, und Frau Dittmer blieb wieder mit ihren Gedanken allein, die sich nach der stattgehabten Unterredung nicht fröhlicher gestaltet hatten.

Am nächsten Morgen reisten Brunk und seine Frau nach der Kreisstadt zur Testamentseröffnung, und als sie Abends heimkehrten, wußte es bald das ganze Dorf, daß der Fritz, den man von klein auf kannte, den man als Kind barfuß und in Hemdsärmeln hatte herumlaufen sehen, Universalerbe eines Vermögens von achtzigtausend Mark geworden war, mit der Verpflichtung, seinen Eltern die Hälfte der Zinsen, solange sie lebten, zu belassen. Das gab ein Reden und Staunen! Niemand hatte geahnt, daß die Bäckermeisterin, die ganz schlicht selbst hinter dem Ladentisch stand und bis zum letzten Tage ihre Kunden bediente, so wohlhabend gewesen. Einfach in ihrer Kleidung, einfach in ihren Gewohnheiten, so hatte sie in ruhiger Zufriedenheit dahingelebt, nie über ihren Stand hinausstrebend, thätig und fleißig, trotzdem sie es längst nicht mehr nöthig hatte, und in aller Stille, ohne damit zu prahlen, Ersparnisse zu Ersparnissen gefügt, für den, der ihr, der Kinderlosen, so lieb geworden war wie ein eigener Sohn.

Nie hatte sie bei Lebzeiten von ihrem reichen Erben gesprochen, nie einen Dank im voraus geheischt, der ihr nun, über das Grab hinaus, von den Ihren aus vollem, gerührtem Herzen gespendet wurde.

Als die Nachricht von Brunks veränderten Vermögensverhältnissen in dem Herrschaftshause bekannt wurde, ließ Frau Dittmer den Kämmerer zu sich rufen. Auf ihrem Gesicht lag der Ausdruck neidischer Erregtheit, und die Stimme vermochte ein leichtes Zittern nicht zu unterdrücken.

„Ich gratulire zu dem unglaublichen Glück, das Ihnen in den Schooß gefallen ist", sagte sie bitter. „Ja, wem es so im Leben ergeht! Nun werden Sie ntürlich nicht länger in dienender Stellung bleiben wollen, werden Tanninken nächstens verlassen, nicht wahr?"

„Daran hab' ich noch gar nicht gedacht, gnädige Frau", war die Antwort. „Warum sollt' ich denn fort wollen, weil ich jetzt viel Geld habe? Das ändert nichts, es liegt mir sicher in guten Papieren. Ich werde doch nicht Knall und Fall ausspannen und mich auf die faule Haut legen, wo ich noch rüstig bin und arbeiten kann. Das fehlte grade! Nein, gnädige Frau, die Verstorbene, von der das große Stück Geld uns und dem Fritz zugekommen ist, war auch nicht faul und nicht hoffärtig geworden, sondern ist auf'm Posten geblieben, bis der Herrgott sie abgerufen hat."

Und so blieb denn in Tanninken alles beim alten. Brunk wirthschaftete mit der gleichen Pflichttreue, dem gleichen Eifer wie bisher, scheute keine Arbeit, und Frau Mine hatte sich nicht mal zum Sonntag ein neues Kirchenkleid angeschafft. Es gab bald Leute, die meinten, die ganze Erbschaftsgeschichte sei ein leeres Gerede gewesen. Der Beweis des Gegentheils sollte aber bald genug bekannt werden.

Je mehr der Winter herannahte, je dunkler und regnerischer die Tage waren, je unerträglicher wurde Frau Dittmer der Aufenthalt auf dem Gut. Sie schrieb verschiedene Briefe nach der Stadt an Agenten und beauftragte auch den alten Löwenstein, der neben Geld- und Kommissionsgeschäfte übernahm, sich nach einem Käufer für Tanninken umzusehen. Aber ehe sich ein solcher gefunden hatte, machte eines Abends Brunk, nachdem die Wirthschaftsangelegenheiten durchgesprochen waren, seiner Prinzipalin den Vorschlag, ihm das Gut zu verpachten. An der nöthigen Kaution fehlte es nicht; denn Fritz hatte sich bereit erklärt, sein ererbtes Kapital auf Tanninken eintragen zu lassen, und die Pachtsumme wirthschaftete ein Mann von Brunks Tüchtigkeit und Fachkenntniß mit Leichtigkeit aus.

Frau Dittmer erkannte sofort das Günstige dieses Vorschlags und erklärte sich bereit, darauf einzugehen.

Die notariellen Verhandlungen, sowie die Uebergabe des Inventars nahmen nicht viel Zeit in Anspruch. Sobald der erste Frost die aufgeweichte Fahrstraße bequemer fahrbar machte, verließ Marie Dittmer unbewegten Herzens die Stätte, in der sie seit so vielen Jahren geweilt und Freud' und Leid durchlebt hatte, um eine Wohnung in der nächsten größeren Stadt zu beziehen.

Brunks siedelten aus dem Kämmerer- in das Herrschaftshaus über. Da es ihnen aber, ihren bisherigen Gewohnheiten nach, zu groß dünkte, bewohnten sie nur einige Räume. Die frühere Arbeitsstube des alten Dittmer, die einfachste im ganzen Hause, wurde Wohnstube und blieb fast ganz unverändert, denn der neue Pächter hatte die unförmigen, abgenutzten Möbel, welche die gnädige Frau nicht mitnehmen wollte, angekauft und auf dem bisherigen Platze stehen lassen.

Nun saßen an den langen Herbstabenden, während es draußen stürmte und der Regen gegen die Fensterladen prasselte, Brunk und seine Frau an dem großen, wachstuchbeschlagenen Tisch, wo einst der alten Dittmer über den aufgeschlagenen Wirthschaftsbüchern so ft gegrübelt, gerechnet und sich gesorgt hatte, um das Gut heraufzuarbeiten.

Die Früchte dieser Arbeit zu pflücken awr ihm nicht vergönnt gewesen, aber die jetzt seine Stelle einnahmen, vergaßen des früheren Herrn nicht. Oft sprachen die Eheleute miteinander von vergangenen Tagen.

„Wer mir damals gesagt hätte, als ich jeden Abend zum sel'gen gnäd'gen Herrn mit dem Wirthschaftsrapport kam, daß ich selbst mal hier auf diesem Platz sitzen und in Tanninken befehlen würde", äußerte Brunk.

Dann nickte seine Frau, und ihr immer noch hübsches Gesicht leuchtete vor Stolz.

„Hast recht, Vater, das hätten wir uns dazumal wohl nicht träumen lassen. Mich freut's zumeist wegen unserem Fritz, daß seine Eltern sich nun auch können sehen lassen. Man stellt doch jetzt was vor in der Welt, und ein Pächter steht bald ebenso da als wie ein Gutsbesitzer."

„Manchmal steht er sich noch besser", meinte Brunk vergnügt.

„Na ja, dank meiner Schwester selig, brauchen wir uns von keinen Sorgen drücken zu lassen."

„Stimmt", bestätigte der Mann. „Mit 'nem Stück Geld in der Hand ist ein guter Anfang. Die Wirthschaft ist auch im Zug, da soll es uns, so Gott will, schon glücken."

„Weißt Du, Mann," sagte Frau Brunk nach einer Pause, und die lachenden Augen erhielten einen ganz traurigen Ausdruck, „ich denke, drüben in Dobrawitz, da steht nicht alles zum besten. Wenn man unsere Wintersaat ansieht und dagegen drüben die Felder. Es ist ein Jammer. Man möcht' es nicht glauben, daß das auf ein und demselben Boden gewachsen ist."

„Wundert mich gar nicht", war die Antwort, „die Ackerung ist auch danach. Der Baron, der kümmert sich'n Dreck um seine Wirthschaft. Da wird gearbeitet oder nicht — ist alles eins. Der Herr fährt nach der Stadt oder auf die Jagd. Kannst mir glauben, das nimmt drüben noch mal ein schlechtes Ende."

„Ach, Du mein himmlischer Herrgott!" seufzte Frau Brunk und faltete die Hände im Schoß. „Was soll dann aus der Alicchen und dem Kinde werden? Mir thut's Herz weh, wenn ich an sie denke. Neulich hab' ich sie mal Sonntags in der Kirche gesehen, ganz blaß war sie und das liebe, hübsche Gesichtchen ganz schmal geworden. Wenn ich dran dent', was für ein frisches, lustiges Ding sie dazumal gewesen ist, wie sie als Kind mit unserm Fritz zu sammen spielte. Die gnäd'ge Frau Mama hat sich ja unmenschlich gefreut über den feinen, baronischen Schwiegersohn, aber ich laß' mir's nicht einreden, glücklich ist die Alicchen nicht mit ihm geworden."

* * *

Es wurde früh Winter in diesem Jahr. Der Tag, an dem man in Dobrawitz das Erntefest gefeiert hatte, war der letzte sommerlich warme gewesen. Seitdem wechselten kaltes Regenwetter und vorzeitiger Frost und machten den Aufenthalt im Freien höchst unerfreulich.

Alice hatte wieder viel Sorge mit der Kleinen, die Zähnchen bekam und infolge dessen andauernd kränkelte.

Wasil war selten daheim; bald fuhr er zur Stadt, bald in die Nachbarschaft. Förmlich ruhelos schien es ihn umherzutreiben. Alice fragte nie nach seinem Kommen und Gehen, denn Fragen verstimmten ihn, und sie kannte ohnehin die immer gleichlautende Antwort: „Ich habe Geschäfte." Welcher Art dieselben seien, sagte er nicht.

Eines Morgens trat Wasil mit den Worten ins Wohnzimmer:

„Für nächsten Freitag habe ich mehrere Herren zur Jagd eingeladen; noch sind nicht alle Zusagen da, aber auf zwölf bis vierzehn Personen können wir rechnen. Richte Dich also darauf ein."

Alice, die an einem Kleidchen für die Kleine nähte, sah erschrocken auf.

„Sollen wir denn schon wieder Gäste bei uns sehen?" fragte sie. „Das kostet doch so viel, und ich denke, wir sind nicht — — wir haben nicht — —"

„Was wir sind und haben, laß bitte, meine Sorgen sein", entgegnete er nervös. „Kümmere Dich nur um Deine Pflicht als Hausfrau. Das Menu zum Abend werde ich später mit Dir besprechen, es muß tadellos sein, ebenso die Weine."

„Aber", wagte die junge Frau noch einmal einzuwenden, „was wir im Hause vorräthig haben, reicht lange nicht aus."

„So läßt Du eben das Fehlende aus der Stadt kommen. Es wird ganz einfach auf unser Konto geschrieben."

„Ja — — wenn nun aber — —"

Er ließ sie den Satz nicht vollenden.

„Zum Teufel mit Deinem ewigen Wenn und Aber! Ich sage Dir, es muß hoch hergehen bei uns, sonst ist mein Kredit zu Ende und damit die ganze Herrlichkeit. Hast Du mich jetzt verstanden — ja?"

Sie sah ihn wie entgeistert an und machte mechanisch ein bejahendes Zeichen.

„Nun also, dann weißt Du auch, worauf es ankommt", fuhr er leiser fort. „Die Leute sollen nicht auf den Gedanken kommen: ‚Dem Dobrawitzer ist der Mammon ausgegangen, er fängt an zu knausern'. Gerade weil einem das Messer an der Kehle sitzt, dürfen es die Hallunken, die verdammten, nicht merken."

Alice hatte die Arbeit zu Boden gleiten lassen, ihre Hände preßten sich krampfhaft ineinander.

„Und was soll endlich daraus werden? Dieser Weg führt zum Abgrund", murmelte sie.

Er zuckte die Achseln. „Muß eben lawiert werden, bis irgend ein Glücksfall kommt und einen flott macht. Das Jeu hat mich schon in manchen Kalamitäten über Wasser gehalten, soll mich hoffentlich auch am Freitag Abend wieder rausreißen, wenn die Leute erst gut in Stimmung sind. Später glückt es dann vielleicht, Dobrawitz vortheilhaft zu verkaufen, jetzt mit der vollen Ernte ist gerade der günstigste Zeitpunkt dafür."

„Hast Du denn die Ernte nicht schon verkauft? Ich meine, Du sagtest — —"

„Was soll ich gesagt haben? Ernte verkauft? Unsinn", fuhr er heftig auf, „kein wahres Wort dran. Du hörst nicht hin und redest hinterher das verkehrtesie Zeug. Und übrigens kümmere Dich gefälligst nicht um Dinge, die Dich nichts angehen."

Erschrocken schwieg die junge Frau, und Wasil ging sichtlich mißgestimmt aus dem Zimmer, dessen Thür er heftig hinter sich zuwarf.

Der Jagdtag kam heran. Die eingeladenen Herren hatten mit Ausnahme des Oberamtmanns Kuhlmeier sämmtlich zugesagt. Man munkelte zwar, ohne daß der Baron es ahnte, allerlei über seine mißlichen Vermögensverhältnisse, man wußte, daß die schweren Weine und die Leckerbissen, welche in Dobrawitz stets aufgetischt wurden, nicht bezahlt waren, aber sie schmeckten darum nicht weniger gut; man amüsirte sich immer vortrefflich und folgte sehr gern einer Einladung, über die zu skandaliren auf dem Heimweg Zeit genug war.

Wie im Traum hatte Alice die Vorbereitungen zu dem Jagdessen getroffen. Sie wunderte sich selber, daß nach ihres Mannes neulichen Eröffnungen die Angst um den finanziellen Zusammenbruch sie nicht noch mehr beunruhigte. Aber Alice dachte jetzt überhaupt nicht an die Zukunft, die Gegenwart brachte Sorgen genug. Gretchens Zustand hatte sich merklich verschlimmert. Ihr kleines Gesichtchen war seit einigen Tagen ganz verfallen und hatte einen alten, müden Zug bekommen. Ueber dem spitzen Näschen und an den Schläfen kreuzte sich ein Netz blauer Adern; die unnatürlich erweiterten Pupillen schienen selbst im Schlaf keine Ruhe zu finden; denn sie flatterten hin und her unter den nur halb geschlossenen Augenlidern.

Die Nacht zum Freitag war schlimmer als alle bisherigen. Alice kam nicht aus den Kleidern, das Wimmern des Kindes, dessen Körperchen fortwährend krampfhaft zuckte, hielt sie neben der Wiege wach.

Gegen Morgen wurde die Kleine etwas ruhiger, doch konnte dies auch Folge von Erschöpfung sein. Das Aussehen des zarten Geschöpfes war beängstigend.

Sobald Alice ihren Mann aus seinem Zimmer hörte, ging sie ihm entgegen. Lebhafter als seit langer Zeit trat sie auf ihn zu.

„Wasil, wir können heute keine Gäste empfangen — ich bitte um Gottes willen, laß die Jagd absagen."

Er sah finster in ihr eregtes Gesicht.

„Absagen? Was fällt Dir ein. Warum?"

„Gretchen ist sehr krank, wie es scheint. Sie hat die ganze Nacht gefiebert und sich umhergeworfen."

„Lapalie!" Es zuckte beinahe spöttisch um seine schmalen Lippen. „Du machst Dich geradezu lächerlich mit Deiner fortwährenden Angst um das Kind. Alle Augenblick soll ihm etwas fehlen; nachher wird's im Handumdrehen wieder besser."

Er wollte gehen, aber sie hielt ihn zurück; ihr war plötzlich so angst, sie konnte sich nicht abweisen lassen.

„Diesmal ist es schlimmer als sonst, glaub es mir doch", bat sie beweglich, „es ist ein so schrecklicher Gedanke, das Haus voll fremder Menschen zu haben und nebenan das kranke Kind. Laß absagen, ich bitte Dich flehentlich!"

„Quäl mich nicht mit Sentimentalitäten, es geht nicht", grollte er ungeduldig. „Wenn's morgen nicht besser ist, mag der Doktor kommen. Ich denke, damit kannst Du Dich beruhigen. Und nun halte mich nicht auf, ich habe noch allerlei zu thun, ehe die Sache losgeht."

Einige Stunden später bot der Schloßhof von Dobrawitz ein buntbewegtes Bild dar. Die Jäger hatten sich versammelt. Lautes Begrüßen, lebhaftes Reden, neckender Zuruf erschollen kreuz und quer. Der Baron war in glänzender Laune; für jeden seiner Gäste hatte er ein besonders verbindliches Wort und wußte nebenher durch pikante Anekdoten und schnurrige Jagdgeschichten die Stimmung zu animiren. Es versprach ein außerordentlich vergnügter Tag zu werden.

Nach dem stehend genossenen ersten Imbiß bestiegen die Herren ihre Pferde, und fort ging es in raschem Trabe dem Forstrevier zu.

Nun lag wieder tiefe Stille über dem grauen Schloß. Alice hatte im Speisesaal die Tafel herrichten lassen und selbst ordnend die letzte Hand angelegt; aber zwischenein huschte sie immer wieder in das Kinderzimmer, um sich mit angehaltenem Athem über Klein-Gretchens Lager zu beugen. Gottlob, das Kind schlief! Hätte nur sein Gesichtchen nicht soentsetzlich bleich und verfallen ausgesehen.

Mit einbrechender Dunkelheit kündete das Trapeln vieler Pferdehufe und das fröhliche Bellen der Meute die Rückkehr d er Jagdgesellschaft an.

Gleich darauf dröhnten Schritte auf den Steinfliesen der weiten Vorhalle, laute Stimmen erschallten, Thüren wuren uf- und zugeworfen.

Beschwichtigend schaukelte Alice die Wiege, in der sich die Kleine unruhig regte.

Drüben im Speisezimmer hörte man jetzt Stühle rücken, Gläser klirrten. Man hatte sich zu Tisch gesetzt.

Die junge Frau war froh, daß bei den Herrenabenden, die Wasil besonders liebte, ihre Gegenwart nicht verlangt wurde.

Wie lange würde es heute wieder dauern — das Trinken — das Spielen! Sicher wieder bis an den hellen Morgen.

Und wenn Wasil nicht gewann, wie er hoffte — wenn er im Spiel verlor! Dann erfaßte ihn blinde Wuth. Alice kannte seinen bösen, lodernden Blick, sie zitterte davor.

Stunde um Stunde verrann, es war weit nach Mitternacht. Der wirre Lärm der durcheinander sprechenden Stimmen hatte sich mehr und mehr gesteigert und scholl beängstigend laut in die stille Kinderstube hinüber. Oft klang es wie andauerndes Lachen, dann wieder wie heftiger Wortwechsel.

Die junge Frau lauschte lange, während sie mechanisch ein Wiegenlied summte. Sie war allein bei dem Kinde, die Mdächen hatten heute reichlich draußen in der Küche zu thun.

Im Zimmer herrschte melancholisches Halbdunkel. Das grün verhangene Nachtlämpchen warf nur einen schwachen, gespenstischen Schein auf die kleine Schläferin.

Da, was war denn das?

Gretchen hatte plötzlich die Augen aufgerissen, der nach oben gewandte Blick ließ nur das Weiße sehen. Das kleine Mündchen öffnete sich, brachte aber keinen Schrei hervor, und jetzt begannen die Glieder zu zucken, sich zu krümmen. Ein Kampf schüttelte das zarte Körperchen, daß es sich hoch aufbäumte.

Mit einem Jammerlaut nahm Alice das Kind in ihre Arme, versuchte es zu beschwichtigen, an ihrer Brust zu erwärmen. Vergeblich, nach minutenlanger Pause folgte ein neuer Krampfanfall.

Alice riß an der Klingel, einmal, noch einmal. Endlich kam eins der Mädchen und fragte, was die gnädige Frau wünsche.

„Schnell, schnell", gebot Alice angstvoll, „geh hinüber zum Herrn Baron, er möchte schnell kommen, laß' ich bitten, Gretchen ist sehr krank."

Wie lange es dauerte! Alice hätte die Minuten nach ihren stürmischen Herzschlägen zählen können. Kam denn Wasil noch immer nicht? Jetzt mußte ihm die Botschaft längst ausgerichtet sein.

Ach, endlich, Schritte auf dem Flur. Das Mädchen kam zurück.

„Nun, hast Du's bestellt, hast Du meinen Mann gerufen?"

„Jawohl, gnäd'ge Frau. Von Anfang traut' ich mich nicht recht ran, denn die Herren spielten grade Karten, aber dann hab' ich's doch abgepaßt, und der Herr Baron hat auch mit'n Kopf geknickt und gesagt, er käm' gleich."

Alice athmete auf. Es ist gut, Line, jetzt schnell, lauf nach dem Stall; der Wuschat wird heute wohl noch wach sein, er muß anspannen und gleich nach der Stadt zum Doktor. Ach Gott, eil Dich doch nur!"

Das Mädchen sprang fort, nachdem es noch einen mitleidigen Blick auf das leise stöhnende Kind geworfen hatte.

Und wieder war Alice allein. Sie saß neben dem kleinen Lager, hielt die kleinen, zusammengekrampften Händchen umfaßt und versuchte sie mit dem Hauch ihres Mundes zu erwärmen.

Vergebens, die Zuckungen des kleinen Körpers wurden heftiger und heftiger. Das Köpfchen fiel haltlos zur Seite.

War denn niemand da, der helfen konnte? — Wo blieb Wasil? Sein Kind starb, und er kam nicht — noch immer nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Zar und Zimmermann.

Im Wiener Fremdenblatt giebt Direktor A. Aman Erinnerungen an eine ungewöhnliche Aufführung von Lortzings Zar und Zimmermann zum Besten. Er erzählt: „Bei der russischen Theaterzensur wird nicht der Rothstift gebraucht, welcher in den meisten Fällen zuläßt, daß Worte oder Sätze noch zu lesen sind, da werden die anstößigen Stellen mit Druckerschwärze überstrichen, oft bis zu dreiviertel des Buches und auf solche Weise gründlich vertilgt. Sind dann allenfalls Titel oder Namen noch anstößig, so werden diese einfach geändert. Da gibt es keinen Wilhelm Tell, sondern einen Andreas Doggergockel, Geßler ist nicht nur zu Karl dem Kühnen, sondern auch zum Titelhelden des Werkes erhoben worden. Ein Stück wird kaum verboten, aber wehe dem Bühnenleiter, der die Aenderungen für den Theaterzettel nicht respektiren würde! Ueber das Gesungene oder Gesprochene indessen ist die Behörde beruhigt, das ist ja aus dem Buche entfernt und daß ein Theaterstück in mehreren Exemplaren vorhanden sein könnte, nimmt die Polizei ofiziell nicht an. Damit kann die Bühne rechnen und die Aufführung bringt, was der Dichter schrieb. Keinem Darsteller fällt es ein, von Doggergockel oder Karl dem Kühnen in Wilhelm Tell zu sprechen.

So und nie anders habe ich es wenigstens während meiner Anwesenheit in Rußland gefunden, und bei dieser Praxis sah ich es nur einmal zu einem Konflikte kommen, der leicht eine sehr ernste Wendung hätte nehmen können.

Es war am Anfang der achtziger Jahre und noch in der ersten Zeit der nationalen Bedrängniß der Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen. Diese Bedrängnisse wurden in der ganz deutschen Stadt Reval besonders hart empfunden und es herrschte keine besonders freundliche Stimmung gegen die Regierung, als plötzlich der Besuch des Zaren Alexanders III. angekündigt wurde. Ich weiß nicht, ob die Herzen darob freudig schlugen, aber die Arbeiten für die Empfangsfeierlichkeiten wurden rasch in Angriff genommen und als man erfuhr, daß der Kaiser seinen Besuch des deutschen Theaters in das Festprogramm aufgenommen wissen wollte, entstand wirkliche Freude. Denn wenn der Zar für das deutsche Theater Interesse hat, kann er doch die Deutschen nicht vertilgen wollen! In Eile wurde dem Hofmarschallamte das ganze Repertoire übermittelt und rascher, als es sonst geschehen pflegte, war die Wahl getroffen. Mit der Depesche eilte der Bürgermeister zum Theaterdirektor.

„Nun lassen Sie alles vorbereiten, sorgen Sie für die beste Besetzung und den größtmöglichen szenischen Glanz! Der Zar selbst hat die Oper bestimmt, die er hören will; es sind Lortzings Flandrische Abenteuer.

„Um Gotteswillen," fuhr der Direktor auf, „das ist ja Zar und Zimmermann!

Entsetzen auf dem Gesichte des Bürgermeisters, Entsetzen auf allen Gesichtern im Theaterbureau. Was soll geschehen? Existirt das Buch überhaupt noch, nach welchem die Aufführung stattfinden darf? Man hatte sich immer nur um den Theaterzettel, nie um das zensurirte Buch gekümmert. Es existirte zum Glücke noch und der Bibliothekar brachte es herbei. Buch und Zettel deckten sich. Wie auf dem letzteren war Peter der Große überall in einen Erzherzog Maximilian von Oesterreich umgewandelt und aus Peter Iwanow war der Zimmergeselle Maxl aus Wien geworden; es waren nicht die Strelitzen, welche sich empörten, sondern Kroaten; die Handlung spielte in Flandern; eine Zeit war nicht angegeben.

Nach kurzer Berathung einigte man sich, daß sofort mit den Proben begonnen werde, um den Darstellern anstatt der ihnen geläufigen, die polizeilich festgestellten Namen beizubringen.

Das geschah und überraschend schnell hatten die Sänger die Sache sich zurechtgelegt. Man brauchte nicht ängstlich zu sein.

Nun kam der große Tag. Auf der Bühne war alles frisch hergerichtet und was in der verhältnißmäßig kurzen Zeit neu herbeigeschafft werden konnte, mußte herbei. Feststimmung und Herzklopfen auf der Bühne. Im glänzend beleuchteten Zuschauerraum versammelt sich das festlich gekleidete Publikum. Der Zar tritt in die Loge. Das Orchester intonirt die russische Hymne. Alles erhebt sich und singt sie stehend mit, oder wer sie nicht kann, thut wenigstens so.

Die Vorstellung beginnt. Alles beginnt. Alles geht glänzend. Leider kommt ein etwas verfänglicher Satz und ein wegen seiner schönen Stimme bekannter Tenor hat ihn zu sprechen. Auf der Bühne steht der Erzherzog Maximilian und hört die Erzählung von dem Aufstand der Kroaten an, schreit auf, daß er die Empörer züchtigen werde, und — „Sie haben sich verrathen, Majestät" fällt der Darsteller des französischen Gesandten ein, „Sie sind der Zar!" — Der Arme hat in seiner Aufregung an den Erzherzog vergessen.

Eine Pause des Schreckens auf der Bühne; eine Pause des Erstaunens im Zuschauerraume. Ich weiß nicht, wieviel Menschen sich im Geiste auf der Wanderung nach Sibirien sahen, der unglückliche Sänger fühlte sich bestimmt darunter. Ich weiß auch nicht, wie lange die Todtenstille im Hause noch gedauert hätte, wenn nicht einer auf einmal herzlich gelacht und applaudirt hätte: der Zar!

Da war der Bann gebrochen, Hochrufe erschollen im Publikum. Auf der Bühne waren die Flandrischen Abenteuer beendet, man spielte Zar und Zimmermann. Man spielte mit einer Freude, einem Feuer, wie es unter gewöhnlichen Umständen gar nicht vorkommen kann.

Am meisten lachte und applaudirte der Zar. Nach der Vorstellung ließ er den Direktor in die Loge rufen und versicherte ihm mit Worten der lebhaftesten Anerkennung, daß er sich noch nie so gut im Theater unterhalten habe und an diesen Abend stets mit Vergnügen zurückdenken werde.

Und das war richtig. Nach einem Jahre, als andere die Sache schon vergessen, erinnerte man sich ihrer noch in der Hofkanzlei und sandte eine Auszeichnung für Förderung der Kunst an den Theaterdirektor in Reval. Dieser war indeß nicht wenig darüber erstaunt, da er sich erst einige Tage in der Stadt befand und noch gar keine Gelegenheit gehabt hatte, irgendwie hervorzutreten. Die Person des Bühnenleiters war eine andere, derjenige, an den der Zar die freundlichen Worte richtete, war inzwischen gestorben."

Der Zeitschrift Montag vom 30. Oktober wird aus Petersburg gemeldet: „Patrouillen zu Pferde und zu Fuß reiten schweigend durch die Straßen." Die zu Fuß natürlich auf Schusters Rappen.

* * *

Für die Truthähne kommen jetzt die Tage, von denen sie mit Recht sagen können: „Sie gefallen mir nicht."

* * *

Frau Spenders: „Ich bin neugierig, welche Hutmoden heuer modern sein werden."— Mr. Spenders: „Das ist leicht zu sagen, es wird zweierlei Arten Hüte geben: die, die Du nicht haben willst, und die, die mir zu theuer sind."

* * *

Imerhin kann König Alfons froh sein, daß er die Damen nicht alle zu heirathen braucht, mit denen ihn Unberufene schon verlobt haben.

* * *

Graf Witte weiß mit japanischen Diplomaten entschieden besser umzuspringen, als mit russischen Umstürzlern.

* * *

„Was versammelt Euch so zahlreich vor meines Thrones gold'ner Pforte", sagt der Sultan zu den Schiffen der Mächte.